



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wilhelm Jensen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Wilhelm Jensen.

Vor wenig Jahren noch hätte der kundigste Literaturfreund Angesichts dieses Namens die halb unwillige, halb verwunderte Frage gethan: „Wer ist Wilhelm Jensen?“ Heute weiß es fast jedes Kind. Wilhelm Jensen ist mode geworden. Sein Name steht gleichzeitig in einer ganzen Anzahl Zeitschriften unter dem Titel der Hauptnovelle oder des leitenden Romans des Blattes. Eine Reihe von Bänden aus dem Verlag der Gebr. Paetel in Berlin und A. Hildebrands in Schwerin (Meckl.) bietet uns in Buchform die Erzeugnisse seiner Muse. Was er schreibt und geschrieben hat, darf also bei den meisten als bekannt vorausgesetzt werden. Aber um so berechtigter erhebt sich heute im Tone des lebhaftesten Interesses und herzlicher Sympathie wieder die Frage: wer ist Wilhelm Jensen?

Wilhelm Jensen ist zunächst — geboren am 15. Februar 1837 zu Heiligenhafen, einem Städtchen am Fehmarnaner Sund in Wagrien, dem alten Wendenlande im Nordosten Holsteins. Das Jahr seiner Geburt ist das Jahr der heldenhaften That der Göttinger Sieben, und Dahlmann der Führer dieser gefeierten Männer, war ein Landsmann unseres Dichters — und wie dieser damals von rechtswegen Unterthan Sr. Maj. des Königs von Dänemark, wenn er auch so wenig als Wilhelm Jensen Gebrauch davon machte. Seine Erziehung genoß Jensen in Kiel, und besuchte dort und später in Lübeck das Gymnasium. — Aus der Biographie La Fontaine's, die wir in den höheren französischen Unterrichtsklassen zu hören bekamen, ist uns immer der Satz unvergeßlich geblieben: Il se fit marier. Er ließ sich verheirathen. Das that in Frankreich einer der ersten Geister seiner Zeit, ja wohl seiner Nation. Wir wir unten sehen werden, bewahrte sich in diesem Fache Jensen seine germanische Willensfreiheit durchaus. Aber wir irren wohl nicht, wenn wir mutatis mutandis sagen: er ließ sich Medicin studiren. Die Parallele ist schon zulässig. Unsern Musensohnen ist die Wahl der Facultät mindestens eine so ernste Sache, als dem Franzosen die Heirath. Und einer unser gefeiertsten Germanisten hat uns oft mit Rührung versichert, das Wechselrecht sei seine erste Liebe gewesen. Wenn die Medicin nun wirk-

lich Wilhelm Jensen's erste Liebe gewesen wäre, so wäre sie entschieden als unglückliche Liebe zu bezeichnen — was ja überhaupt das Privilegium der ersten Liebe sein soll. Und es wäre nur zu verwundern, daß Jensen diese tiefe Leidenschaft so lange Zeit hindurch — nämlich gerade zehn Semester lang — unerwiedert ertragen hätte, ohne Schaden zu nehmen. Aber wir glauben nicht schlecht unterrichtet zu sein, wenn wir sagen: sein Verhältniß zur Medicin ist von jeher ein platonisches gewesen. Es entspricht wohl dieser seiner keuschen Beziehung zur Heilkunst, daß der einzige seiner Helden, der sich uns als Jünger des Askulap darstellt, Werth Winkelmann in „Sonne und Schatten“, die Medicin doch eigentlich nur studirt, um die Liebe seines Herzens zu vergessen, und daß ihm wiederum seine Wissenschaft nur als *deus ex machina* dient, um durch die in Romanen häufiger als in der brutalen Wirklichkeit auftretende Operation der Transfusion des Blutes den Gegenstand seiner Liebe erst zu retten, dann zu gewinnen. Praktischer Arzt nämlich ist Wilhelm Jensen trotz seiner ausreichenden Zahl von Semestern nie geworden. Er hat in Kiel, Würzburg und Breslau allezeit mehr Verse gemacht, als anatomische Präparate, mehr empfunden, als „gechßt“, und hat es schließlich lieber beim Dr. phil. bewenden lassen, als beim Dr. med. Im Jahre 1860 kehrte er für einige Jahre nach Kiel zurück, um, nach heroischem Verzicht auf seine erste Liebe, die Medicin, sich der Literatur anheim zugeben, und Lücken und Löcher seines Wissens nach seinem selbsteigenen Drang und Bedürfniß auszufüllen. Jensen nahm sich dazu alle Zeit und Ruhe. Wohin die praktische Verwerthung dieses Sonderlebens fallen werde, wußte damals niemand; er selbst nicht deutlicher, als die andern. Grund genug für alle wohlmeinenden Leute der Stadt, die immer noch die rege Kritik einer zurückgefallenen Residenz besitzt, mit einem in Mißtrauen geübten Blick zu beobachten; natürlich trauten ihm auch die ehrenwerthen Personen wenig Gutes zu, die der Staat besoldet, um aus den Gedankenspänen Anderer ihr Feuer zu nähren und Excerpte zu hacken. Von ihnen wurde er im günstigsten Falle als ein völlig nutzloses Individuum betrachtet. Und leider hatte es damals allen Anschein, als ob sie Recht behalten sollten. Denn eines schönen Tages verschwand der Dr. phil. Jensen aus Kiel, ohne seinen nächsten Bekannten eine andere Himmelsrichtung für seine Zukunft zu bezeichnen, als daß er auf Anregung Emanuel Geibel's nach München gehe. Das war 1862. Was nun? fragte Ferdinand Lasalle zu derselben Zeit. Zu den Krokodilen! antwortete Wilhelm Jensen an seinem Theile, nachdem er München ausreichend kennen gelernt, und reiste nach Egypten. Aber seines Bleibens war auch dort nicht. Der Sommer 1863 sah ihn wieder auf der Fraueninsel im Chiemsee, und trug den Zweiflern in Kiel die unerwartete Kunde zu, daß er sich mit der Tochter des in Wien lebenden Schriftstellers und Journalisten

Dr. Moritz Brühl verlobt habe. Das ließ doch schon auf die Absicht einer gesammelten Lebensrichtung schließen. Diese Absicht trat denn auch allmählig in die concrete Wirklichkeit. Ein Jahr verlebte Jensen noch abwechselnd in München, am Chiemsee und Traunsee, dann ein Jahr in Wien, dann heirathete er hier im Mai 1865, um sich mit seinem jungen Haushalt in Stuttgart niederzulassen.

Wer die Verhältnisse des Königreichs Württemberg kennt in jenen düren Jahren des Uebergangs aus der österreichischen Unterherrschaft zur grossenden Handels- und Waffengemeinschaft mit Preußen, der wird der deutschen Partei in Schwaben nicht verübeln, daß sie im Jahr 1868 den Stuttgarter Schutzbürger Wilhelm Jensen mit drängenden Bitten anging, die Redaction ihres Parteiorgans, der „Schwäbischen Volkszeitung“ zu übernehmen, obwohl er in Dingen der Presse ungeübt und obendrein landsfremd war, und daher in den Augen jedes richtigen Schwaben der vierfachen Wurzel aller Erkenntniß schwäbischer Dinge von Haus aus ermangelte. Indessen bedurfte man damals um die „Schwäbische Volkszeitung“ zu redigiren, im Grunde keiner weiteren Eigenschaften, als eines ausreichenden Vorrathes von Todesverachtung und Gleichgültigkeit gegen gedruckte, geschriebene und gesprochene Projectile aller Kaliber. Das Parteiorgan der deutschen Partei in Schwaben hatte gleichzeitig mit dem „Volksblatt aus Schwaben“, dem „Stuttgarter Beobachter“ die offizielle Censur eines „Schmutzblattes“ aus dem Munde eines württembergischen Ministers im ersten deutschen Zollparlament davon getragen. Das Organ hatte ferner bis dahin sehr darunter gelitten, daß seine Redacteurs keineswegs unabhängig waren. Außer wenigen Candidaten der Theologie — die damit aller inländischen Carrière entsagten und somit „ihren Beruf wirklich gründlich verfehlt hatten“ — war daheim in Schwaben niemand für die Leitung des Blattes zu haben. Und die „Ausländer“, die etwa so kühn waren, den Mangel an einheimischen Partiredacteurs zu ersetzen, standen sammt und sonders damals unter dem Damoclesschwert der württembergischen Begriffe von deutscher Freizügigkeit. Bei dem ersten unliebsamen Artikel, und vollends bei der ersten Renitenz gegen amtliche Berichtigungen, wurde ihnen kaltfädelnd mit Ausweisung aus dem Lande der Dichter und Denker und der Gelbeiglein gedroht. — Nun muß allerdings den schwäbischen Gewalthabern nachgerühmt werden, daß sie Wilhelm Jensen gegenüber von dieser berechtigten Eigenthümlichkeit des schwäbischen Staats- und Hausrechts von Anno 68 flg. keinen Gebrauch gemacht haben. Er redigirte gelassen „das Schmutzblatt“ der nationalen Partei, ohne von einem Ausweisungsurtheil betroffen zu werden, in seines Nichts durchbohrendem Gesühle, lediglich der gebührenden Verachtung überliefert, die ihm als „preussischer Pressemeß“ unausbleiblich zukam. Schade, daß Wilhelm Jensen nicht

wenigstens einige der Blüten seiner damaligen Redactionsthätigkeit später in losen Blättern, oder in irgend einer sonstigen Form gesammelt hat. Es würde ihm, meinen wir, nicht zum Schaden gereichen. Der Vorposten des deutschen Staates, den er damals tapfer behauptete, ist aller Ehrenzeichen werth, welche das nationale Bewußtsein Deutschlands zu vergeben hat, gerade weil so wüßt und verworren als möglich die feindlichen Angriffe ihn in seinem Dienste umbrausten. Es war ein drangvoller Stand, ein solcher etwa, wie ihn die vorgeschobenen Posten des heil. röm. Reiches, die vier Waldstädte am Oberrhein Jahrhunderte hindurch hielten gegen alles Raubzeug, das deutsches Land heimsuchte, bis endlich die Ohnmacht der Habsburger eine nach der andern den Drängern preisgab.

So nahe jene Tage uns liegen, wir sind heute ein anderes Geschlecht, auch im Süden unsrer Reichsmarken. Kaum scheint uns heute denkbar, ein Urthel, wie es Jensen im Jahre 1868 sich in Stuttgart erstritt. Ein schwäbisches Kammermitglied, außerdem k. württ. Advokat, hatte in einer Volks- und Wahlrede seine Zuhörer mit den Worten haranguirt: „Wollet Ihr Eure Söhne etwa preußische Soldaten werden lassen, als welchen jeder Unteroffizier ihnen Stockprügel aufzählen kann?“ — Jensen hatte dem Manne schriftlich erwidert: „er habe, als er das gesagt, gemußt, daß er gelogen.“ Darauf bewilligte das Stuttgarter Criminalgericht Herrn Wilhelm Jensen vier unvergeßlich schöne Tage Hohenasperg, da er nicht in die Seele des Mannes habe blicken können und deshalb eine psychologische Leichtfertigkeit begangen, über welche nachzudenken ihm eben jene köstliche Villegiatur in der Bastille der Schwaben vergönnt werde. Wer weiß, ob nicht dieser Aufenthalt den Reiz der Neuheit für Jensen allmählig verloren hätte, wenn nicht zwingende Familienangelegenheiten ihn noch im Jahre 1868 nach Schleswig-Holstein zurückgerufen hätten.

Allein auch hier, in der alten Heimath, wurde zunächst die publicistische Thätigkeit fortgesetzt. Jensen übernahm bald nach der Heimkehr die ihm angetragene Redaction der „Norddeutschen Zeitung“ in Flensburg. Und wie er in Schwaben den olympischen Jorn der Minister und Karl Mayer's, so erregte er hier den düstergebundenen Sinn der particularistischen Ohsenzüchter Südschleswigs. Drei Jahre trug er so Haß und Verachtung der Gaugenossen, und im Jahre 1870 in Jütland eine Verbrennung in effigie obendrein — dann, zu Anfang des Jahres 1872, legte er, des politischen Engagements müde, die Redaction nieder und zog sich seitdem nach Kiel in sein altes Heimathhaus zurück, wo er noch heute lebt, dem literarischen Schaffen und den einzigen Freuden eines deutschen Heimwesens. — —

So hat Wilhelm Jensen gelebt bis heute. Nun zu seiner Schriftstellerlaufbahn. Er kann aus voller Brust mit Schiller singen:

Kein augustisch Alter blühte,
Keines Medicäers Glüte
Lächelte der deutschen Kunst,

denn er hat sich den Weg zum Parnasß bahnen müssen, wie der Bergfahrer den Pfad zum jungfräulichen Gipfel, mit der eigenen Art, auf eigenen Stufen. Er hat sein erstes Buch selbst drucken lassen, für die zwei folgenden kein Honorar erhalten, für eine Reihe der dann folgenden ein sehr geringes. Und erst heute erfreut er sich derjenigen Honorare, welche deutsche Verleger zahlen können, wenn sie nicht Schaden nehmen wollen. Aber Wilhelm Jensen hat diese Plänkelleien mit dem Erbfeind des Schriftstellervolkes, dem Hunger, auch ruhiger durchmachen können, als Andere, da er von Haus aus zu seiner Existenz nicht seiner Feder bedurfte. Und außerdem erging es ihm — allerdings in jenem bescheidenen Maße, das wir Germanen des Continents an unsere Verhältnisse legen, — genau so, wie Lord Byron: er wachte eines Morgens auf — und war berühmt.

Es ist allerdings schwer zu sagen, durch welche seiner Schriften er berühmt geworden. Denn soviel bei uns gedruckt wird, sehr langsam wird es gelesen. Und Jensen's erste Sachen namentlich sind nur sehr allmählig durchgedrungen. Viele lasen noch an den frühesten Erzählungen, als der fleißige Dichter sich schon — bis zu einem Honorar durchgearbeitet hatte. — Sicher ist nur, daß Jensen seit etwa fünf Jahren ein ständiger Feuilleton-Mitarbeiter aller größeren Zeitschriften Deutschlands ist, und daß seit der nämlichen Zeit sein Name zu den gefeiertsten deutschen Schriftstellernamen unserer Tage gehört. Woher dieses rasche Emporkommen? Welche Eigenthümlichkeiten kennzeichnen die Muse Jensen's? Welche Vorzüge der Darstellung, der Charakteristik oder Stoffwahl? Eine — naturgemäß freilich flüchtige — Umschau unter den hervorragendsten seiner Werke*) wird uns diese Fragen von selbst beantworten. —

Beginnen wir mit den drei Bänden „Nordlicht“**). Der erste Band ist angefüllt mit der historischen Erzählung „Karin von Schweden“. Sie erschien zuerst im Daheim, etwa 1868, und hat dem Verfasser wohl zuerst bei einem großen Lesepublikum Bahn gebrochen. Sie ist zugleich, neben der Schilderung „Aus Lübeck's alten Tagen“***) und dem Kriegsroman „Nach hundert Jahren“****) die einzige Erzählung Jensen's geblieben, die auf streng

*) Hierbei sind überall die Buchausgaben zu Grunde gelegt, die allerdings manchmal Arbeiten vereinigen, die ursprünglich zu sehr verschiedenen Zeiten erschienen.

**) Gebr. Pactel, Berlin 1872.

***) Schleswig, Schulbuchhandlung 1868 „Lübecker Novellen“ und „Novellen“.

****) A. Hildebrands Verlag, Schwerin, 1873.

historischem Grunde sich aufbaut. Historisch sind, wie wir sehen werden, insofern alle seine Novellen und Romane, als sie entschieden das Gepräge einer Zeit und eines Volkes tragen. Aber hier ist wirklich die Darstellung eines Stückes Geschichte beabsichtigt. Weltbekannte Ereignisse sind in das Geschick der Helden verflochten, ja die Helden der Erzählung selbst sind geschichtlich und führen jene Ereignisse herauf. Karin von Schweden ist die heldenmüthige Braut und spätere Gattin Gustav Wasa's. Der Faden der Erzählung schließt sich möglichst eng an die bekannten historischen Ereignisse. Wenn auch der Historiker von Fach über manche Einzelheiten und Motive in den Staatsactionen erregt das Haupt schütteln mag, so wird er doch durchweg den Geist der Zeit, die Größe der streitenden Principien und Charaktere und vor allem die eigenthümliche Lokalfarbe jener nordischen Staatsrevolution mit wunderbarer und ergreifender Treue wiedergegeben finden, und, wie immer durch das Mirakel poetischer Intuition, sich so gut in medias res versetzt finden, als durch seine eigenen mühsamen Quellen- und Archiv-Studien. Es ist ja auch eine Zeit, die jeden modernen Menschen in noch höherem Grade poetisch anregen muß, wie jener Ausgang der englischen Bürgerkriege, der Shakespeare zu seinen genialsten historischen Dramen den Stoff gab. Selten scheiden sich so klar und einfach Gute und Böse; alle denkbare Blutschuld lastet auf dem König Christiern, der den ganzen Adel Schwedens an einem Tag zu Stockholm enthaupten ließ; alle freudige Thatkraft, alle Reinheit und Hohheit des Lebenszieles vereinigt sich in der Person Gustav Wasa's. Dazu noch zwei Motive, die in unsern Tagen wohl nie ohne Erfolg angeschlagen werden: der junge Held ist der Liebling des armen Volkes, des Demos; die rindeneßenden Dalekarlen erheben ihn auf den Königsschild, und überschreiten mit ihm die Del-Eis, den schwedischen Rubicon. Sodann kämpft er um die Rechte seiner Nationalität gegen den fremden Eroberer, d. h. für das Lebensprinzip der modernen Zeit.

Die Eigenthümlichkeiten Jensen's treten schon in dieser Erzählung, die wir absichtlich nur dem Stoffe nach näher bezeichnen, um dem Leser das Behagen der eigenen Lectüre zu überlassen, mit großer Deutlichkeit hervor. Zunächst ist es kein Zufall, daß dieser Stoff der nordischen Geschichte angehört. Mit Ausnahme weniger Schriften ist es ausschließlich nordgermanisches Leben, das in Jensen's Dichtungen pulst. Das ist einmal seine Natur. Er hat sich, trotz seines längeren Aufenthaltes in München, Wien und Stuttgart, und trotz des unlegbar größeren Farben- und Formenreichtums, den der Süden im Vergleich zum Norden bietet, nicht zu der Ueberzeugung erheben können, daß der Süden poetischer sei als der Norden. Im Gegentheil, Dorf und Stadt an der Seeküste, auf den Inseln und am Festland, der Nordsee vornehmlich, sind ihm die liebsten und erhebendsten poetischen Bilder. Er ist

in dieser Hinsicht gestimmt wie Willibald Alexis; nur mit dem Unterschied, daß Jensen überall das Meer- und Küstenleben Norddeutschlands an Stelle der preussischen Mark setzt, welche den märkischen Dichter zu seinen besten Schöpfungen begeisterte. Im Grunde ist es aber dieselbe Richtung der Volkseele, die beide Dichter leitet. Die Märker haben seit hunderten von Jahren mit Flugsand gekämpft, die baumlose Wüste der Kultur gewonnen, und in dem harten Ringen um das Dasein von Vater zu Sohn zugleich die höchsten Pflichten des Deutschen geübt, uns Allen als unvergessene Vorbilder und Vorarbeiter für unsere heutige Staatsgemeinschaft. Die Bewohner unserer Nordküsten haben ihr Land dem Meere abgetrozt, und der unbändige Feind ihres Heimwesens ist ihnen zugleich der Träger ihrer Schiffe, die Straße ihres Handels, der Vermittler der weiten und kühnen Gedanken gewesen, welche von außen herein und von innen hinaus dringen. So tritt überall im Norden die Poesie menschlicher Arbeit und Energie an Stelle der Naturspenden, die im Süden das Herz erfreuen, die Leute und Poeten ohne große Anstrengung nähren.

Aber noch in anderer Richtung zeigt sich die Eigenthümlichkeit Jensen's gleich in dieser Dichtung. Jensen's Stärke ist die Lokalfarbe; und zwar nicht bloß in dem naiven Sinne Walter Scott's, der uns seine Landschaften und Schlösser bis auf das geringste Beiwerk vorzeichnet, und uns die Kleidung und Sitten seiner Ritter und Damen bis auf die Unterscheidung von ganz- und halbwollnen Stoffen, ganz- und halbechtem Puritanerthum schildert. Jensen ist kein „Stoffmaler“ in diesem Sinne. Seine Lokalfarbe, seine Lokaltöne und Lokalkimmungen haben überall innige Beziehung zu der Natur und Stimmung seiner Helden, zu der Handlung, die vor unsern Blicken eingeleitet wird, häufig zu der heranziehenden Katastrophe. Die „Mache“ ist dabei meist geschickt verborgen, denn nur da, wo des Lesers ganze Theilnahme erregt ist, wird die Lokalfarbe mit breitem Pinsel motivirend vorgetragen. So hört der hartherzige Inhaber der Firma „Trimborn & Co.“ aus dem Ticken der Uhr in der lautlosen Stille seines Privatimmers bald den spöttischen Beifall zu seinem herzlosen Lebenscalcül, bald den repetirenden Wiederhall der Regungen seines besseren Selbst, bald den geschwägigen Verrath seines tiefsten Geheimnisses. So läßt uns der andauernde Krach — gewiß ein sehr zeitgemäßes Geräusch! — des Thronessels der armen „Juana von Castilien“ bei Zeiten ahnen, daß es hier nicht gut ausgehen kann, und der Dichter es wirklich auf ein „Trauerspiel“ abgesehen hat. So zaubert in „Sonne und Schatten“ der Blüthenduft der Stryngen, so oft er wiederkehrt, den Helden des Romans die Zeit vor, da sie als Kinder traulich verkehrten, und entwaffnet durch diese Erinnerung die trennenden Mächte ihres Lebens. So schwillt in demselben Roman die „Sylvestermelle“, d. h. die auf-

dringliche Erinnerung an alle Schuld der Vergangenheit, in der Neujahrsnacht herauf aus der dunkeln Tiefe vergessener Zeiten, und begräbt das arme Leben des reichen Senators Volken, da es nicht die innere Kraft besitzt, dem Anprall zu widerstehen. So durchzieht „die Namenlosen“ das Gegenbild der „Kreuzspinne“ als Symbol der Vergänglichkeit alles Lebendigen, und des „Schmetterlings“ als Symbol der Freude am Leben. — Es ist an diesen wenigen Beispielen aus einer Unzahl anderer schon angedeutet, daß Jensen nicht immer mit gleichem Glück die Eindrücke, welche Zeit, Ort, Landschaft, Umgebung, dem Menschen aufdrängen, zur Motivirung des Denkens und Thuns seiner Helden benutzt. Manchmal ist in dieser Hinsicht ein leiser Anklang an die romantische Schicksalstragödie, fast an die verhängnißvolle Gabel, vorhanden. Doch meistens ist die poetische Berechtigung und Wirkung seiner Lokalfarbe auch die allergrößte. Wie will man ergreifender den Schrecken einer Springslut auf der Hallig und den stets wachsenden Ansturm des rasenden Elements darstellen, als Jensen es in „Posthuma“ *) thut; plötzlich, in der Nacht, lacht die Sturmöve unmittelbar draußen vor dem Fenster des Gehöfts, das sonst hoch auf dem Rücken der Insel lag! Und zu dem ergreifendsten und innerlich begründetsten seiner Stimmungsbilder gehört der Anfang der „Karin von Schweden“. Die eine Naturschilderung ersetzt eine weitläufige Exposition! „Das sind die Fälle von Trollhätta! — Sie rauschen seit tausend, tausend Jahren, ehe ein Ohr da war, sie zu vernehmen. Sie überrauschen Tage und Jahrhunderte. Der Knabe, der an ihnen spielt, wird zum Manne und sein Haar bleicht. Und wenn er zum letzten Male am Stabe zu ihnen hinaus wankt, sind sie wie am Tage, da er sie zum ersten Male sah, von Blumen umrandet, wie der Frühling, und silberweiß wie der Winter.“ Nun folgt eine hochpoetische Schilderung dessen, was der Trollhätta gesehen von Anbeginn der nordischen Geschichte bis zu Christiern dem Zweiten und dem dreitägigen Jubelfeste, das der Eroberer dem schwedischen Adel im Königsschloß zu Stockholm gibt. Der Leser darf noch nicht ahnen, wie blutig das laute Fest endet. „Nur die Wasser des Trollhätta rauschten dichter, geheimnißvoll und rissen das braune Laub, das der Herbstwind über sie rüttelte, wirbelnd in die Tiefe.“ Der Dichter konnte seiner Aufgabe nicht sinniger gerecht werden, den Leser über Zeit, Land und Leute, die er schildert, ausreichend aufzuklären, als durch diese Belebung des nordischen Riesenfalles zum unvergänglichen Zeugen nordischer Geschichte. —

Es kann unmöglich die Absicht dieser Zeilen sein, eingehend dem Leser jede einzelne Schrift vorzuführen, ihre Handlung und Charaktere, Vorzüge und Fehler. Wir würden sonst mit Lust verweilen an dem Inhalt des zwei-

*) Nordlicht, 2. Band.

ten und dritten Bandes „Nordlicht“, in denen sich die Vielseitigkeit des Dichters in erfreulichster Weise bekundet. Der zweite Band enthält zwei Erzählungen („Posthuma“ und „Magister Timotheus“), in denen beide Male die wachsende Wasserfluth erscheint, unerwartet dort auf der Hallig, entschlossen aufgesucht dagegen vom alten Magister, beide Male als Erlöserin von unheilbarem Herzeleid, als Todesgott *ex machina*. Und dennoch wie verschieden die Schilderung dieses Herzeleides, das im feuchten Element begraben wird. Posthuma soll dem geliebten Gespielen der Kindheit entsagen, dem Erben der nächsten Hallig, um eine aufgedrungene Convenienzheirath zu schließen. Der alte Magister Timotheus dagegen hat in späten Tagen die Tochter seiner ersten Liebe gefreit, weil er in jungen Jahren zu blöde gewesen, und nun ist es doch zu spät, denn sie entbrennt in Liebe zu seinem Neffen, den er wie den eigenen Sohn in sein Haus führt. Er begräbt sich mit der schwanken Brücke des angeschwollenen Stromes in den Fluthen, um der Jugend ihr Recht zu lassen, aber die Jungen scheiden auf ewig, da die Gruft des alten Ehrenmannes zwischen ihrer Liebe sich aufthut. Wenn hier Raum wäre, würden wir der „Herbstwinde“ im dritten Bande gedenken, in denen auf das ergreifendste geschildert ist, welch wildes Feuer auch im Busen der vergangenen Geschlechter loderte, die im Puderhaar und in der Allongeperrücke, die nichtsagenden Phrasen altfränkischer *hienscéance* stundenlang austauschten. Dann als ein Kabinetstück treuer Zeitschilderung aus dem dreißigjährigen Krieg wäre die Schrift zu erwähnen „Aus Lübeck's alten Tagen“; als ruhiges, freundliches Genrebild des heutigen geistigen Lebens Norddeutschlands „Im Pfarrdorf“ und „Die braune Erica“, endlich sind überaus launige Producte der heiteren Muse Jensen's — die ihm in derselben Fülle mindestens zu Gebote steht, wie die ernste — „Westward home“ zu nennen und die kostbare Humoreske „Namenlos“ im dritten Bande „Nordlicht“. Wer sich der Freude hingeben kann, diese vielseitigen Erzeugnisse des Dichters zu lesen, wird abermals eine Eigenthümlichkeit Jensen's feststellen. Nicht durch spannende Handlung oder durch eine Häufung absonderlicher Conflictte gewinnt er seinen kleinen Geschichten unsere volle Theilnahme. Jensen's Novellen haben, bei aller Verschiedenheit im Ausdruck und Pathos — das bei Jensen gesunder und mehr bürgerlich rechtschaffen ist als bei Heise; „währschaft“ würde Jeremias Gotthelf sagen — doch die künstlerische Einheit und Gedringtheit des psychologischen Problems mit Paul Heise's besten Novellen gemein. Der Stoff, Handlung, Charaktere, Zeit, Ort, Stimmung und Entwicklung, Alles ist aus einem Guß, und darum ergreift es so.

Neuerdings besitzen wir auch zahlreiche Dichtungen von Jensen, die er selbst „Romane“ nennt; Erzählungen in zwei, drei, vier Bänden. Ueber

den Begriff und Unterschied von Roman und Novelle läßt sich lebhaft streiten. Soviel ist indessen sicher, die Länge, die Zahl der Bände macht den Unterschied nicht aus. Auch nicht die Form, nicht die Handlung allein. Was denn? Die Antwort ist schwer, wenn man sich dabei den Frieden mit einer Anzahl geschätzter Schriftsteller erhalten will, die glauben, in der einen oder andern Kategorie etwas geleistet zu haben, vielleicht in beiden, und dabei von wesentlich anderen Begriffen ausgehen als wir. Im Ganzen dürfte aber die Meinung viel für sich haben, daß der Hauptunterschied in dem psychologischen Problem liegt, das sich der Dichter setzt. Im Roman entwickelt die Handlung die Charaktere des Helden, reißt und verändert sie, vielleicht bis zur Vernichtung. In der Novelle treten fertige Charaktere in die Handlung; wie sie unabänderlich gegeneinander, ineinander wirken, das bildet unser Interesse an der Dichtung. Ist diese Auffassung begründet — wir beanspruchen nicht den Schatten der Unfehlbarkeit dafür — so darf wohl behauptet werden, daß auch Jensen's „Romane“ eigentlich große Novellen sind. Das verringert ihr Verdienst keineswegs. Im Gegenteil. Die Stärke des Dichters beruht einmal in der festen, klaren, unabänderlichen Charakterzeichnung seiner Helden, die durch die Schwankungen der Ereignisse sich nicht verwandeln lassen. Diesen Charakter zeigen auch die Helden seiner Romane. Die Handlung zeigt sie am Ende so wie zu Anfang. Die einzelnen Romane Jensen's bestätigen diese Behauptung vollkommen.

Wohl der lieblichste und anmuthigste seiner Romane ist „Sonne und Schatten“. Alle Vorzüge des Dichters, die oben kurz angedeutet wurden, haben sich hier zu freudigster Wechselwirkung vereinigt. Selten ist die Poesie der ehrwürdigen Reichs- und Hansestadt Lübeck, der Zauber norddeutscher Heide und Fichtenwaldung, das große Bild einer Elbfahrt stromabwärts von Hamburg und die gigantische Hauptstadt des deutschen Seehandels selbst anschaulicher geschildert worden, als in diesen Bänden. Der Dichter, der so schilderte, muß hier einen Theil der tiefsten Eindrücke seines Lebens gesammelt, seine Jugend verlebt haben; vielleicht war ihm wie Gerth Winkelmann, seinem Helden, der erste weitere Blick in die Welt beschieden auf dem breitesten, am weitesten schiffbaren Strome Deutschlands. Das fühlen wir aus jeder dieser Schilderungen, wenn wir's nicht wüßten. Aber diese prächtigen Bilder sind auch hier nicht Selbstzweck. Sie gehören untrennbar zur Charakteristik und zu dem Geschick der handelnden Personen. Und diese handelnden Personen, die Handlung, die Verwicklung, sind wieder so einfach und klar als möglich gestaltet. Anna, die Tochter des reichen Senators Volten, hat als Kind den Knaben des armen Drechslers Winkelmann als Gespielen kennen gelernt. Sein Vater stirbt an Verzehrung; ihr Onkel Biesewig, der reiche schnurrige und doch herrliche Junggeselle, der Arzt und

Freund der Armen, adoptirt den Knaben; aber Gerth soll seinen Weg selbst gehen, er muß dem Adoptivvater Pension bezahlen aus dem kleinen väterlichen Erbe und sich dann als Student mit Privatstunden und Schriftstellerei weiter helfen, weil der Erbtheil aufgezehrt ist; er wird auch Arzt. Anna dagegen ist von ihrer Mutter, der Senatorin, zur großen Dame bestimmt. Die wechselnde Stimmung zwischen natürlicher Herzlichkeit und affectirter Großthuererei in ihrer guten Natur kann nicht vielseitiger und ergreifender geschildert werden, als in ihrem Verhältnisse zu Gerth Winkelmann, von Kindheit auf, bis Beide erwachsen sind. Als ihr Vater, der Senator, dem jähen Schrecken erliegt, daß ein Hausfreund, Baron Ulquist, die Senatorin entführt hat, scheint es, als set der Roman der kleinen Leute in sehr jungen Jahren am Ziele. Denn beide wohnen ein Jahr lang in innigster Seelengemeinschaft beim Onkel Biesewicht. Aber die Senatorin wird Frau Baronin, die Tochter muß nach Brüssel ins Pensionat — die Schilderung der Pensionatsverhältnisse und die Correspondenz zweier neidischer Backfische gehören mit zu den besten des Romans — und Anna kehrt verbildeter als je zurück. Gerth studirt mit aller Gewalt Medicin. Der lieberliche Baron findet Gefallen an seiner Stieftochter. Da verstößt ihre Mutter sie; denn Anna ist nur die natürliche Tochter des Senators Volten mit Dorothea Winkelmann — der verstorbenen Vaterschwester Gerth's, die Onkel Biesewig unerwiedert liebte —, Anna schneidet sich die Pulsadern auf, Gerth bietet sich selbst als Object einer pompösen Transfusion dar; der Sturz aus dem reichen Hause auf die Straße, oder vorläufig in die Arme des Onkels Biesewig, hilft Anna's edler Natur zum Siege — und nach einigen weiteren Hindernissen kriegen sie sich.

Das ist, kurz gesagt, der Inhalt des Romans. Die Erzählung ist gewiß so einfach wie möglich. Einige der aufgezählten Motive sind wenig originell, fast verbraucht zu nennen; andere neu, aber unwahrscheinlich. Dahin gehört namentlich das rasche Allewerden der „bösen Stiefmutter“, die wir am Ende des ersten Bandes als bildschöne entführungsfähige Frau verlassen, die der Dichter aber im zweiten Bande, wo seine eigentlichen Helden herangewachsen sind, nicht mehr lange brauchen kann, und daher auf irgend eine christliche Weise beseitigen muß. In den Märchen kommt allemal zur rechten Zeit ein garrstiger Wurm und frißt den bösen Stiefmüttern das Herz ab. Jensen, als gelehrter Mediciner, stattet die seinige mit einer frischen fröhlichen Art von galoppirender Schwindsucht aus, die auf wenigen Seiten unrettbar tödtlich wirkt. Aber solche kleine Schwächen verschwinden gegen die Vorzüge der Dichtung vollständig. Die reine Poesie prädestinirter Liebe, die aus dem Traum der Kinderjahre hinübergetragen wird in das Alter der Jugendreise und zu glücklichem Ziele führt, ist kaum je tiefer und farbiger durch Freud

und Leid zum Ausdruck gekommen als hier. Dasselbe gilt von der Menschenart, die im Onkel Biesewig verkörpert ist. Er vertritt in musterergültiger Weise das unverschuldete Junggesellenthum, das sich auf dem gesetzlichen Umweg der Adoption einen künstlichen Kindersegen leistet, und seine Pfleglinge, allen echten Vätern zu Trost, in den höchsten Aufgaben der Menschheit unterrichtet und fördert. Dazwischen tritt ihm aber doch in einsamen Stunden die öde Wirklichkeit nahe ans Herz, die Klagen über das verlorene Liebes- und Jugendglück, die ihm dann entströmen, sind herzbewegend. Ueberhaupt jede Empfindung, die hier vorgetragen wird, ist voller Innigkeit. Die Unmittelbarkeit der Erzählung und Empfindung ist kunstvoll gesteigert durch die Form, die der Dichter für den Roman wählte: Anna, Gerth, und Onkel Biesewig schreiben selbst die Erzählung, indem sie die einzelnen Abschnitte ihres Lebens aus ihrer Erinnerung hervorsuchen und in directer Rede wiedergeben. Vielleicht hat dem Dichter bei der Wahl dieser Form Wilkie Collins' „Frau in Weiß“ vorgeschwebt; doch zweifellos hat er darin den Briten übertroffen. Denn bei Jensen schreiben nur gegenseitig völlig sympathische Naturen die Geschichte ihres Lebens, ihrer Liebe; bei Collins völlig heterogene feindliche Menschen. Bei Jensen legen die drei innig vertrauten Menschen diejenigen Blätter ihrer Erinnerungen aneinander, die sich ergänzen und fortsetzen. Bei Collins ist der Sprung von dem einen Abschnitt zum andern meist gewaltsam und nur durch die Absicht motivirt, die Spannung des Lesers aufs höchste zu treiben. Auch in diesem ersten Roman Jensen's herrscht der Charakter der Novelle vor, wie wir ihn oben deuteten. Gerth, Biesewig, Bolten, die Senatorin, Alquist, sind feststehende Charaktertypen. Nur Anna Bolten-Winkelmann scheint sich umzubilden, und in der Schule der Trübsal die garstige Ueberhebung abzustreifen, die ihr von dem schlechten Weibe anezogen ist, das sich ihre Mutter nannte. Aber das ist nicht die Meinung des Dichters. Sein Problem ist das höhere, zu zeigen, daß die grundgute Natur seiner Heldin sich gleichbleibt und in ihrer höchsten Entwicklung zurückkehrt zu ihrem Ausgang, trotz aller Verbildungs- und Verflachungskünste. — Alles zusammengenommen halten wir Jensen's „Sonne und Schatten“ für eine der reinsten und schönsten Blüten moderner deutscher Novellendichtung, von der wir gern annehmen wollen, daß sie sich in immer weiteren Kreisen am häuslichen Herde des deutschen Bürgerstandes Haus- und Heimathrecht erwerben werde. —

Von den neuesten Schriften Jensen's werden voraussichtlich wenige in unsern Bürgerkreisen dieselbe Schätzung sich erwerben, wie „Sonne und Schatten“. Fast in allen herrscht, bald nur episodisch, bald üppiger sich vor-drängend, ein unleugbares Behagen an sinnlichen oder grob-realistischen Scenen, das dem reinen poetischen und sittlichen Pathos, von welchem, wie wir

gern anerkennen, auch die neuesten Schöpfungen Jensen's getragen sind, doch wesentlich Eintrag thut, und den Leser, der die Herzerfreunden früheren Erzeugnisse der Jensen'schen Muse kennt, nur mit getheilter Empfindung entlassen wird. Jene früheren Arbeiten des Dichters haben zur Genüge bewiesen, daß er vollständig über die Mittel gebietet, uns anzuregen, zu fesseln und zu befriedigen, ohne jeden Appell an den Kitzel der Sinne. Warum nun diese Concession an den verderbten unreinen Geschmack unserer Tage? Hat nicht Jensen so kräftig wie irgend einer im deutschen Vaterlande in seinen „Liedern aus Frankreich“, auf die wir unten zu sprechen kommen, den raschen Verderb des Feindes zurückgeführt auf die geringere sittliche Tüchtigkeit? Warum nun dem mesquinen Geschmack der Franzosen in deutscher Sprache folgen? Ja, wenn dabei noch ein poetischer, ein sittlicher Zweck verfolgt würde! Niemand wird leugnen, daß Byron's wildeste Dichtungen immerhin poetisch waren, weil sie dem berechtigten Realismus der menschlichen Natur formenschön bededten Ausdruck geben; niemand wird ihnen die ethische Berechtigung absprechen gegenüber der heuchlerischen Prüderie des englischen high-life jener Tage. Aber warum wird uns Deutschen der Gegenwart dieses prickelnde Gericht servirt? Wenn irgend wer, so meinen es diese Blätter gut mit dem Dichter. Sie geben ihm daher den Rath des Freundes, zurückzukehren in seine solid bürgerliche Haltung von ehemals. Die starke Seite der Heyseschen Novellen besteht nicht darin, daß sie jeden Vater, der sie gelesen, sofort zu dem Entschluß führen werden, sie auf den index librorum prohibitorum seiner Tochter zu setzen. Es ist nicht ein Zeichen fortschreitender poetischer Kraft, wenn der Dichter zu sinnlichen Bildern greift, die ans zweideutige streifen.

Das Behagen an bedenklichem Materialismus findet sich in Jensen's Dichtungen nirgend kräftiger ausgeprägt, freilich auch nirgend besser motivirt, aus sachlichen und poetischen Gründen, als im „Eddystone“*). Wer in der edeln Geographie sattfam beschlagen ist, kennt den Eddystone als sturm- und fluthenumtobten Felsen, einige Miles im Südosten von Cornwall, vor der Südwestspitze der englischen Küste. Wiederholt hat auf diesem Gestein menschliche Kunst versucht, der gefährdeten Schifffahrt einen Leuchtturm aufzurichten, der auch in den dunkelsten Nächten und bei der höchsten Sturmfluth den Seefahrern sein warnend Licht gäbe vor der höllischen Brandung; aber immer haben ihn die Wellen weggespült. Ein solches Bauwerk, das kühnste, das Menschenkunst bis dahin an dieser Stelle errichtet, wölbte sich am 27. November 1703 über dem Eddystone. Der Meister, der es gebaut, diejenigen nicht minder, welche das freudige Licht fortan unterhalten sollen über den nächtlichen Wogen, zugleich mit den kecken Dirnen ihrer Wahl, halten in

*) Berlin, Gehr. Pötel, 1872.

wilder Nacht Nichtschmaus und Rundtrank auf dem einsamen Felsen. Es sind Leute, die wirklich die Grundlage ihres Daseins losgelöst haben vom Festland, die bereits mit einem Fuß in der türkischen Fluth stehen; und sie Alle kennen keine höhere Lebensweisheit als das *carpe diem*, den reichlichsten Sinnengenuß des Augenblicks. Sie erzählen sich die ihnen interessantesten Geschichten ihres Lebens, ohne jede Prüderie natürlich. Die Mädchen sind so frei davon wie die Männer. Viele dieser wilden Erzählungen aus dem fessellosen See- und Strandleben einer früheren Zeit sind voller Poesie, trotz ihres derben Realismus. Wer sollte z. B. nicht ergriffen werden von Jack Flatnose's Geschichte? Er und Bob Littlemouth sind die Wärter auf dem früheren Leuchtturm gewesen. Das ist manches Jahr her. Sie waren bei stillem Wetter nach Kam-head zu ihrer Liebe gefahren und gegenseitig eifersüchtig geworden durch Scherze der Kameraden und stießen in Unfrieden von Land. Unterwegs schon werden sie wieder die besten Freunde. Aber der lustige Bob ist melancholisch geworden. Er sieht Old Darby, das Meergepenst mit der Laterne über den Ocean schreiten und der böse Blick gilt ihm. Da muß er sterben. Flatnose ist ärgerlich über den dummen Scherz, weiß nicht, ob Bob zu viel oder zu wenig getrunken und giebt ihm das Glas; doch es fällt und bricht in Scherben. Bob ist wirklich todt. Draußen wüthen die Stürme der Gleiche, tage-, wochenlang. Immer thut Jack die Arbeit für zwei, bei Tag, bei Nacht. Der todte Kamerad liegt auf dem Bett neben ihm, und manche Nacht erzählt er Bob die alten Schnurren, über die sie so fröhlich gelacht haben. Schließlich sagt er ihm aber: „Du hast immer so die frische Luft geliebt, Bob, und ich weiß, Du würdest selbst zuerst commandiren, daß man Dich über Bord wüfse, wenn Du länger in Deiner eigenen Gesellschaft hier schnaufen solltest. Nimm mir's nicht übel, Bob, es hilft nun ja einmal nichts, und wenn ich bleiben soll, mußt Du gehen. Du weißt aber, daß ich hier bleiben muß, denn ich habe einen Eid geschworen, es zu thun, und ich könnte auch nicht weg, wenn ich wollte, da die Boote über Bord sind . . . Mit einem Wort, Du riechst nicht mehr, mein guter Bob, und das ist ein Vortheil für Dich, aber nicht für mich, denn es geht schlechterdings nicht länger, Bob — darum, ohne Lebewohl, Bob —“. Wie Jack ihn nun über die Brüstung ins Meer werfen will, fällt ihm plötzlich ein, die blonde Charlot könne glauben, er habe Bob umgebracht, da sie im Streit von Kam-head abfuhr. „Da ging ich wieder zu dem todten Bob Littlemouth in die Stube und zimmerte aus Tischen und Stühlen einen plumpen Sarg, in den ich ihn hineinlegte und die Ritzen mit Kleiderseken zustopfte. Die Fenster und die Thür meiner Stube standen Tag und Nacht offen, sonst konnte ich nicht athmen. Ich mußte essen und trinken, um nicht umzufallen; aber was ich trank,

schmeckte nach Bob Littlemouth, und was ich aß, als wär's ein Stück von ihm." Nun muß der Unglückselige noch volle drei Wochen im Sturm den Leuchtturm allein versehen. „Dann kroch ich noch einmal an die Laterne hinaus, damit zu guter Letzt wenigstens der Wind über mein Gesicht streiche, so daß ich noch einmal Athem holen könne, und fiel um. — Da haben sie mich gefunden . . . Der kleine Bob Littlemouth hat sie schon unten am Fuß des Thurmes beim Anlegen mit einem Gruß empfangen, daß die Hälfte von ihnen ohnmächtig geworden und nur ein paar von den Beherztesten mit Tüchern über'm Gesicht sich die Hühnersteige hinaufgewagt haben.“ — Wirklich poetisch aber ist die alte Sage von Lord Gilbert's Schloß, das einst auf dem Eddystone gestanden, als man noch trockenen Fußes von Cornwall nach Frankreich hinüberwandern konnte. Kitty Meadow, das seltsame keltische Mädchen erzählt die Sage Lady Harriot, der Braut des Baumeisters Herrn Winstanley, welche die Nacht auch auf dem Leuchtturm in den obern Gemächern zubringen soll. Wie herrlich ist die Schilderung, wie plötzlich das Meer hereinbricht über die lachenden Thäler, die heute unter den Wassern des Kanals de la Manche begraben liegen. Kitty weiß das genau. Denn sie selbst ist aus dem Geschlecht der Meerestöchter. Auch ihr gilt der Schicksalspruch ihrer Ahnin, daß sie erst dann von den Fluthen bezwungen werden kann, wenn sie irdischer Liebe erlag. Und sie sehnt sich nach diesem Fluche ihres Geschlechts. Sie liebt den Meister Winstanley seit Jahren, und um die Stelle seiner Braut zu gewinnen, erzählt sie dieser die Geschichte ihrer Stammutter. Sie will dadurch der Lady die Gefahr offenbaren, welche der Unschuld in diesen Gemächern droht. Die Erzählung wirkt, doch wie Kitty Meadow sich am Ziel ihrer Wünsche glaubt, löscht die neidische Springsluth das erste Licht des neuen Leuchtturms aus, es bersten die Wände und spülen das Menschenwerk hinweg in die Tiefe mit den Menschen.

Niemand wird den „Eddystone“ aus der Hand legen ohne tiefen Eindruck. Genialer als in allen andern Schöpfungen zeigt sich die Phantasie des Dichters. Der Kern von Wahrheit und poetischem Bedürfnis, dem die französischen „Klassiker“ auf Grund der angeblichen Lehre des Aristoteles von den drei Einheiten nachstrebten, ist hier in vollendetster Weise offenbart. Zeit, Ort, Handlung, Charakter der Personen kann nicht mehr aus einem Gusse sein als im „Eddystone“. Voll ergreifender Poesie ist die Anlage und Entwicklung des Ganzen, auch da wo die Handlung sich scheinbar in Monologe oder Anekdoten der einzelnen Festtheilnehmer auflöst. Die furchtbare Gewalt der entfesselten Naturkraft, die um den Felsen tobt, gilt doch ihnen Allen, droht Allen dasselbe, eint sie im Untergang.

Aber lebhafter als irgendwo drängt sich auch bei dieser hinreißenden Dichtung die Frage auf unsere Lippen: war es nicht möglich den großartigen Stoff

um einige Töne nobler zu behandeln, uns zu verschonen mit schlechtthin wüsten Bildern? Ist es absolut nothwendig, daß im Eddystone Lieder gesungen werden, vor denen Jack Flatnose's derbe Ohren zurückbeben? Muß der hochpoetischen Sage Kitty Meadow's das praktische Exempel auf ihr schwaches Geschlecht folgen? Wenn irgend ein Dichter, so haben Fritz Reuter und Jeremias Gotthelf ihre derben Heimathsgenossen in vollen Naturlauten reden lassen und wir sind ihnen gewiß dankbar dafür. Sie haben uns befreit von jenen Dorfgeschichten, deren Helden sich nur in spinozistischer Metaphysik unterhalten. Niemand wird von Jensen verlangen, daß er die Seebären des Eddystone reden lassen soll wie Turteltauben. Aber nirgends haben Reuter und Jeremias Gotthelf das Interesse des Lesers durch sinnliche Effecte zu fesseln gesucht, die im „Eddystone“ so lebhaft hervortreten. Und wir meinen, auch das Bild rauher Seemänner entbehrt — ganz abgesehen von den idealistischen Anforderungen an poetische Schilderungen — auch der realistischen Wahrheit, wenn die Sinnlichkeit als das Grundelement ihres Lebens sich geltend macht. —

Wer viel von Jensen gelesen hat, wird unbedenklich die pantheistische Lebensanschauung des Dichters als die Grundquelle dieser Mängel seines Schaffens erkennen, die in einem seiner neuesten „Romane“, „Die Namenlosen“^{*)}, ihre höchsten Triumphe feiert. Hier ist die naturalistische Lebensphilosophie diejenige seiner Helden. Und der Dichter sucht ihnen die Sympathie des Lesers in einem Grade zu gewinnen, daß man seine eigene Anschauung mit der ihrigen wohl identifiziren kann. Wer frei von individuellen Vorurtheilen die Leistungen unserer klassischen Literatur beurtheilt, wird nicht so thöricht sein, der pantheistischen Auffassung die Berechtigung und poetische Kraft abzuspochen. Unsere großen Helden und ihre Werke sind durchaus von dieser Anschauung beherrscht. Und seit den Tagen des Horaz und Virgil hat jeder echte Dichter, der inmitten einer überfeinerten Kulturwelt der Muse diente, die Natur als den Trost und die Zufluchtsstätte des Menschenherzens gepriesen. So ist es denn ein unstreitig poetisches Motiv, wenn Jensen in den „Namenlosen“ die verwöhnte Tochter des Berliner Grossisten Ehrenberg auf einer Reise nach einer entlegenen Insel der deutschen Nordsee durch die Einwirkung der unmittelbaren Natur und natürlicher Menschen zu der vollen Entwicklung ihres besseren Selbst gelangen läßt. Und es ist auch völlig charakteristisch für Jensen's Vorliebe zur nordischen Heimath, daß Ewen Taten, der vaterlose Maler, aus dem sonnigen Schwaben sich aufmacht, um auf demselben Eiland die Lösung seines Lebensrathfels zu suchen, und die Natur dort weit ergreifender findet, als sein Geburtsland. Aber alle Charaktere,

^{*)} H. Hildebrands Verlag, Schwerin in Mecklenburg 1873.

die in den „Namenlosen“ bestimmend auftreten, leiden unter einem krankhaften Uebermaß an Pantheismus oder Naturalismus. Das Leben des Thieres ist dem blinden Walten der Naturkräfte in dem Maße unterthan, wie Jensen es von den Helden in seinen „Namenlosen“ annimmt. Aber der Mensch mit nichten. Ihm ist der durch Sittengesetze geläuterte Wille eigen, der die Winde und Fluthen des Oceans, den Sand und die Dünen ebenso zu bemeistern strebt, wie die Wallungen des eigenen Herzens. „Der Mensch muß nie müssen“, sagt schon Lessing. Und die Natur der „Kreuzspinne und des Schmetterlings, d. h. der Gedanke, daß Alles vergeht, die Freude, daß es heute noch besteht“, sind nicht die höchsten Ziele, die Menschen erstreben können. An einer Stelle des Romans, im ersten Bande, zeigt sich klar die Schwäche dieser Weltanschauung. Swen Taten, der Held der Dichtung, ergreift mit glühender Wärme und in beredtester Weise die Partie der Kinder der Liebe — er selbst ist eines — und wirft die Frage auf, ob die Beobachtung der willkürlichen Formalität der Heirath Seiten der Eltern des Geborenen diesem irgend ein besseres Recht an die Welt und die Freuden des Lebens gebe, als dem Sprößling einer freien Verbindung. Der Jammer der leiblichen und seelischen Existenz außerehelicher Kinder ist in der Schilderung Jensen's Wort für Wort zu unterschreiben, und es bleibt davon leider genug übrig, wenn man ihnen auch allen pharisaischen Hochmuth erspart denkt, der in Jensen's Schilderung ihrer Leiden eine große Rolle spielt. Aber gerade an dem sehr verschiedenen Maße von Anwartschaft auf irdische Glückseligkeit, auf Erziehung, Leitung und Ueberwachung, die den einen oder den andern von Haus aus bereitet ist, erkennt man, daß nicht eine bloße Formalität den Unterschied ihres Daseins ausmacht. Jede Ehe trägt in ganz anderem Maße als die flüchtige Liebe in sich das Bewußtsein der Verantwortlichkeit, die Gewähr für den Bestand der Heimstätte, herzlicher Liebe der Gatten unter einander und zu den Kindern, in guten und bösen Tagen. Und dieses Verhältnis ist so wenig Zufall und Willkür der Menschen, daß es vom Urbeginn menschlicher Geschichte an die Grundlage aller sittlichen und staatlichen Ordnung gebildet hat.

Jensen's deutsche Natur erkennt die einfache Logik dieser Thatsachen im Grunde auch an und hat davon eben in dem neuesten Roman „Nach hundert Jahren“*) unwidersprechliches Zeugniß abgelegt. Dieser Roman spielt im Elsaß während des Krieges von 1870. Der Held ist badischer Landwehroffizier, verliebt sich vor der Kriegserklärung in seine elsässische Cousine, in der Nachbarschaft von Sesenheim natürlich, und erobert sie mit Straßburg.

*) A. Hildebrands Verlag, Schwerin, 1874. Der Jensen'sche Roman „Drei Sonnen“ aus demselben Verlag ist uns leider zu spät zugegangen. Wir kommen darauf zurück.

Die funfzigjährige Feindschaft zweier Brüder findet damit gleichzeitig ein verfühnendes Ende. Im Begriffe, sich, trotz ihres Jugendschwurs, gegenseitig aufzusuchen, treffen sie sich mitten im Rhein zwischen Straßburg und Kehl. Mehr über den sehr lesenswerthen Roman, der von gründlichen Studien des Verfassers über Geschichte, Land und Leute des Elsasses zeugt, möchten wir nicht verrathen. Aber der Dichter wird aus diesem Roman selbst in überzeugendster Weise erkennen, wohin die von uns als Abweg bezeichnete Richtung seiner neueren Schöpfungen gehört. Diese Schwächen nämlich sind in der Erzählung „In hundert Jahren“ ausnahmslos den Leuten französischer Zunge, dem Erbfeind Deutschlands, zugewiesen, ohne Unterschied des Alters, Geschlechts und der Waffengattung. Françoise, Jensen's Typus französischer Frauen, hätte wohl eine feinere Zeichnung verdient, als ihr im ersten Band, in der Kellerscene mit Harald Wölflin geschenkt ist. Aber immerhin ist die Selbsterkenntniß rühmend zu erwähnen, daß der Dichter in den großen Tagen des Krieges die Fehler seiner Richtung nur noch bei den Feinden anbringt und die Landsleute damit verschont.

Wenige deutsche Dichter haben überhaupt eine freudigere Leistung zu Gunsten der nationalen Erhebung aufzuweisen, als Jensen in seinen „Liedern aus Frankreich.“ *) Sie erschienen zuerst (1871) namenlos, mit dem Zusatz „von einem deutschen Soldaten“. Sie waren „meinen Kameraden in Frankreich“ gewidmet und wurden allgemein für wirkliche Soldatenlieder gehalten. Das begeisterte Lob der deutschen Presse war einstimmig. Mit großem Behagen wurde aus Anlaß dieser hervorragenden Leistung wieder auf den biedern deutschen Schulmeister verwiesen, dem man außer St. Privat und Sedan diese Lieder zu danken habe. Inzwischen lüthete sich das Geheimniß. Jensen nannte sich bei der zweiten Auflage. Jetzt erkannte man erst, wie vollkommen die patriotische Täuschung dem Dichter gelungen war. Der tiefe Ingrimms über den frechen Friedensbruch Frankreichs, das schlechte Heldenthum des Landwehrmannes, der Haus und Hof verläßt, um den eisernen Ring um Meß mit zu schließen, die reine Freude an den Schönheiten des Feindeslandes, die kosmopolitische Vorbereitung, um die Eigenart des Feindes gerecht zu empfinden, Humanität, edelste Männlichkeit, Frische und Erhabenheit des Gefühls und nationale Begeisterung, all das kann in keiner Soldatenbrust lebendiger, unmittelbarer und schöner gewaltet haben, als in diesem Pseudosoldaten.

Möge dem fleißigen Dichter noch lange beschieden sein, in gut deutschem Sinne auch in Prosa zu schreiben.

*) Zweite Auflage 1873, Gebr. Paetel, Berlin.